

Ernst Badstübner

Aus Rudimenten der Eiszeit

Romanische und frühgotische Feldsteinkirchen im Land Brandenburg

Prof. Dr. Ernst Badstübner ist Kunsthistoriker. Er war unter anderem Leiter der Abteilung Inventarisierung im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Universität Greifswald.



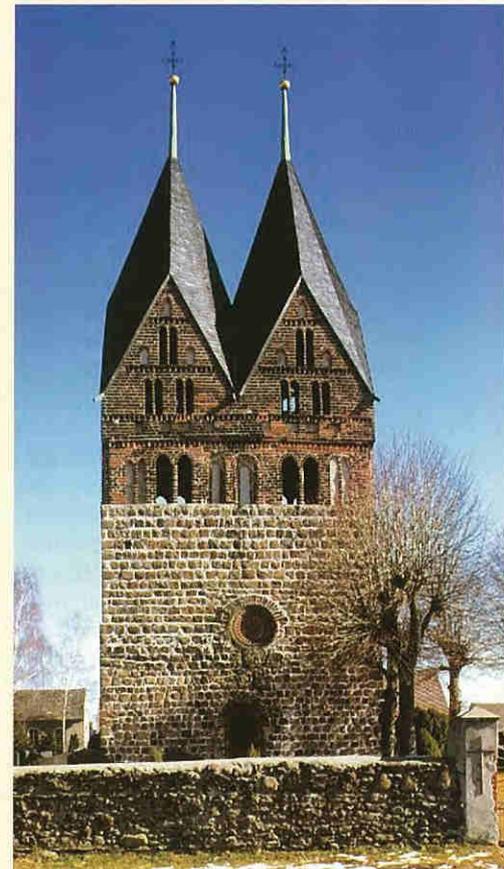
Marienkirche in Prenzlau, unterer Teil der Westwand

Das Land Brandenburg im norddeutschen Binnenland wird architekturgeschichtlich und kunstgeographisch gemeinhin, was seine mittelalterlichen Bauwerke angeht, zum nordeuropäischen Backsteingebiet gezählt. Die Kirchen, die Rathäuser, die Türme und Tore der Stadtmauern zeigen sich im leuchtenden Rot des gebrannten Ziegels. Tatsächlich hat sich der Backstein erst allmählich als Baumaterial durchgesetzt. Die seriell vorgefertigten Steine gleichen Formats kamen zunächst nur beim Bau von Kloster- und Domkirchen zur Anwendung. Nur Bauherren gehobenen Standes, die Bischöfe und die Markgrafen (als Vögte der Klöster) waren offenbar in der Lage, die fremde, wohl aus Italien (vielleicht durch das Mönchtum?) eingeführte Bauweise zu

ermöglichen. Auf ihrem Grund und Boden befanden sich die Tonlager und Lehmgruben, deren Erschließung für die Herstellung erforderlich war. Mit Backsteinen errichtete Stadt- und Landkirchen aus dem späten 12. und überwiegend auch aus dem 13. Jahrhundert sind nur in der Nähe solcher Produktionsstätten, in der Umgebung von frühen Großbauten, wie dem Kloster Jerichow, zu finden. Bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist bei Backsteinkirchen auch in den Städten eine markgräfliche Protektion vorauszusetzen. Die Mehrzahl der Kirchen dieser Region aus dem 12. und 13. Jahrhundert ist aber mit Feldsteinen errichtet worden.

Der Begriff Feldstein ist wörtlich zu nehmen: Die Steine wurden vom Felde gelesen, und so spricht man von Feldsteinkirchen und definiert damit die Materialverschiedenheit gegenüber den Backsteinkirchen, die das Erscheinungsbild der Architekturlandschaft zu dominieren scheinen. Der hier gemeinte Feldstein muss allerdings noch näher bestimmt werden. Genau genommen sind es bearbeitete Findlinge aus dem eiszeitlichen Gletschergeschiebe, das sich im nördlichen Mittel- und Osteuropa abgelagert hatte. Die durch die Gletscherbewegung abgeschliffenen Findlinge waren unbearbeitet nur für die Fundamente oder als Füllmauerwerk zu verwenden. Für das Sichtmauerwerk mussten sie zugerichtet, durch Erhitzen und mit Keilen gespalten und durch Abschlagen der Rundungen in eine Quaderform gebracht werden. Nach außen erscheint der Stein nicht anders als ein Hausteinquader und das gesamte Mauerwerk vor allem bei den frühen Kirchen von bestechender Regelmäßigkeit. Zumindest empfindet der moderne Betrachter die freiliegenden Feldsteinmauern so, weil seine ästhetischen Wertvorstellungen, die neuzeitliche Materialgerechtigkeit und einfache Sachlichkeit, das archaisch

klare und zur Monumentalität neigende Erscheinungsbild schätzen. Vielleicht sind dieser Ästhetik die in jüngster Zeit zahlreicher erschienenen Publikationen über Feldsteinkirchen zu verdanken. Tatsächlich ist dieses Erscheinungsbild historisch falsch, ursprünglich war es von Putz und Farbe geprägt und das so bewunderte Granitquaderwerk nicht zu sehen. Restauratoren und Bauforscher haben nachweisen können, dass Fugennetze vorgeritzt und aufgemalt worden sind. Vor allem in Fenstergewänden sind gemalte Fugen und auch farbige Dekorationen zu belegen.



Lugau (Landkreis Elbe-Elster), Turmfront mit Zwillingshelm

Das genaue Alter von Feldsteinkirchen ist auf Grund des Fehlens von stilistisch bestimmaren Formen schwer zu ermitteln. Der runde oder spitze Bogen sind gerade im 13. Jahrhundert, der Hauptbauzeit für Feldsteinkirchen, keine sicheren Anhaltspunkte. Einzelformen, wie die charakteristischen spitzbogigen Portale mit den stufenförmig abgetreppten Gewänden, sind seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts bis weit in die zweite Hälfte hinein anzutreffen und über einen längeren Zeitraum eher Leitformen in der Region. Die wechselnde Regelmäßigkeit der Steinsetzung ist ebenso wenig sicheres Datierungskriterium, auch nicht die steigende Verwendung von Ziegeln für gliedernde und schmückende Details als Hinweis auf jüngere Entstehung; ein reiner Feldsteinbau ist nicht notwendig der ältere. Ohne die Methoden der historischen Bauforschung, ohne naturwissenschaftliche Untersuchungen – Dendrochronologie, Thermolumineszenz, chemische Analysen von Mörtel und Putz, Fotogrammetrie, Röntgen- und Ultraviolettaufnahmen u.a.m. – werden genauere Altersbestimmungen nicht zu erreichen sein. Dabei ist das Mauerwerk nicht nur an der Oberfläche, sondern bis in den Kern von Interesse, und es gilt, Fundament, Fußboden, Decke und Dach einzeln auf die Entstehungszeit hin zu prüfen, um zusammen mit den geschichtlichen Daten und Stilformen, soweit vorhanden, zu einer Datierung des gesamten Bauwerks zu gelangen.

I.

Der Begriff der Feldsteinkirchen wird in der Regel mit dem der Dorfkirchen verbunden, weil der überwiegende Teil der erhaltenen auf dem Lande zu finden ist. Feldsteinbauten sind aber auch die Gründungsbauten der Kirchen in den jungen, im 13. Jahrhundert gegründeten Städten gewesen. Weitgehend erhalten haben sich die Feldsteinbasiliken auf dem Barnim in Altlandsberg und Strausberg. Auch die Stadtkirche in Angermünde besitzt noch heute die Feldsteinumfassungen eines großen Saales oder einer Halle aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Erst als die Städte in den Besitz von Ziegelproduktionsstätten kamen, überformten sie die älteren Teile mit Backstein oder ersetzten die keineswegs immer bescheidenen Feldsteinkirchen, die meist noch keine hundert Jahre als waren, durch backsteingotische Neubauten, eine städtische Baubewegung, die am Ende des 13. Jahrhunderts begann. An einigen Stadtkirchen kann man die

Verwendung von Feldsteinen bei Baubeginn feststellen, nicht nur für die Fundamente, für die sie aus bautechnologischen Gründen obligatorisch waren, sondern auch anfänglich für das aufgehende Mauerwerk. Der Übergang zum Backstein erfolgte erst im Bauverlauf, wie es besonders deutlich an der Marienkirche in Treuenbrietzen zu beobachten ist. In solchen Fällen wird allerdings häufig von den Bauhistorikern auch eine Wiederverwendung des Feldsteinmauerwerks beim gotischen Neubau angenommen, so an der Nordseite der Berliner Marienkirche.

Von den Stadtkirchen aus Feldstein ist ein Bauteil meist bewahrt worden, der Turm, in der Regel ein mächtiger querrrechteckiger Baublock mit nur von schartenartigen Lichtschlitzen durchbrochenen Wänden von wehrhafter Erscheinung, aber mit einem meist spitzbogigen Portal in abgetrepptem Gewände. Obwohl diese kastenartigen Querbauten an die Westseite vor die Langschiffe der Kirchen gestellt sind,

gleichem sie eher einem befestigten Haus, das man turmartig nennen kann wie den Wohnturm einer Burg. Im Kolonisationsgebiet des 12. und 13. Jahrhunderts östlich der Elbe lassen sich die Reste solcher Türme an später mit Backstein um- oder neugebauten Stadtkirchen noch zahlreich finden. Über die Gründe solcher Bewahrung im Mittelalter ist nichts bekannt, man wird wohl von einer bedeutungstragenden Funktion des Bauteils ausgehen müssen. Erst im 19. Jahrhundert sind einige Türme ihrer Bauschäden wegen abgetragen und durch Backsteintürme ersetzt worden, so an der Marienkirche in Bernau oder an der Stadtkirche St. Moritz in Mittenwalde. Als Glockenträger waren diese Türme weniger geeignet, die Schwingungen führten zu charakteristischen Rissen in dem doch nur scheinbar so stabilen Mauerwerk, was schließlich doch zur Abtragung führte.

Die großartigste Turmfassade aus Feldstein- oder – wie auch vielfach gesagt wird – aus Granitquadern ist die

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL





SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH · Gutenbergstr. 76 · D-14467 Potsdam
Tel +49 331-240028 Fax +49 331-293714 www.schuke.de

Anzeige



Reetz (Landkreis Potsdam-Mittelmark),
Westturm

der Hauptpfarrkirche von Prenzlau. Man kennt die Prenzlauer Marienkirche als hochgotischen Backsteinbau aus dem 14. Jahrhundert, eine dreischiffige Halle mit drei Polygonen an der Ostseite, über denen sich der legendäre Maßwerkgiebel nach dem Muster von Kathedraalfassaden mit einer mittleren Maßwerkrose erhebt. Niemand denkt bei ihrem Anblick an die Anfänge als Feldsteinkirche. Aber der Unterbau der beiden Westtürme besteht bis ins vierte Geschoss aus Granitquadern als Rest einer Doppelturmfassade schon am Vorgänger- oder Gründungsbau aus der Zeit nach der Stadtrechtsverleihung 1234. Die Geschossteilung erfolgt durch horizontale Rücksprünge, die Vertikalgliederung durch breite Lisenenbänder, im dritten Geschoss der Türme zusätzlich mit schwach eingetieften spitzbogigen Blendfeldern. Als Öffnungen belichten die schartenähnlichen Schlitz die Treppen im Turminnen. Das tief abgetreppte Spitzbogenportal und ein Rundfenster darüber nehmen das Feld des Turmzwischenbaus ein, alles in allem eine für Feldsteinbauten ungewöhnlich reiche Gestaltung.

Die Stadt Prenzlau ist aus mehreren, schon vor der Rechtsverleihung

bestehenden Siedlungskernen zusammengewachsen. Jeder besaß eine eigene Kirche aus Feldstein, St. Jakobi, St. Nikolai, St. Sabinen; sie sind bis heute erhalten. Auch die Franziskanerkirche am Westrand der Stadt, unweit der hoch aufragenden Marienkirche, ist als eine der ältesten in Brandenburg gänzlich aus Feldsteinen errichtet worden. Nur die Fenstergewände und die Halbsäulenvorlagen für die fünf quadratischen Gewölbe im Inneren bestehen aus Ziegeln. Die Entstehung der Prenzlauer Franziskanerkirche könnte vor dem Übergang der nördlichen Uckermark aus pommerscher Hand an die Askanier um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelegen haben. Erst um 1270 haben sich die Dominikaner in Prenzlau niedergelassen und ihr Kloster mit einer dreischiffigen Hallenkirche aus Backstein am Südrand der Stadt errichtet, mit deutlichen Anklängen an das markgräfliche Hauskloster in Chorin, was auf die Protektion der Landesherrschaft hinweist. Es war das Ende der Zeit des Bauens mit dem Feldstein in Prenzlau.

II.

Es ist eine Folge architekturgeschichtlicher Entwicklung, dass der Bestand an Feldsteinkirchen, statistisch gesehen an Zahl die Backsteinkirchen übertreffend, überwiegend aus Dorfkir-

chen besteht. Dabei fallen im Land Brandenburg regionale Konzentrationen auf. Besonders reich und mit einer großen Vielfalt an Bautypen, darunter auch einige Sonderformen (Chorturmkirche in Grunow), ist die Uckermark. Im Hohen Barnim sind es nicht nur die so genannten Klosterdörfer, einst im Besitz des Klosters Zinna, die über bemerkenswerte Feldsteinkirchen verfügen. Im Nordwesten, in der Prignitz, haben sie meist bescheideneren Zuschnitt, sind aber von den sonst häufigen neuzeitlichen Überformungen relativ frei geblieben, als Bauernkirchen und mit einer bisweilen überraschend abwechslungsreichen Ausstattung vielleicht mehr von volkskundlichem als von architektur- und kunstgeschichtlichem Interesse. Über den reichsten Bestand an Feldsteinkirchen dürfte der Fläming verfügen. Über die Grenzen des Landes Brandenburg hinaus bis an die Elbe sind sie anzutreffen. Als kunstgeschichtliche Terra incognita und nur Insidern näher bekannt muss man noch immer die Niederlausitz betrachten, was auch auf den dort keineswegs geringen Bestand an frühen Feldsteinkirchen zutrifft.

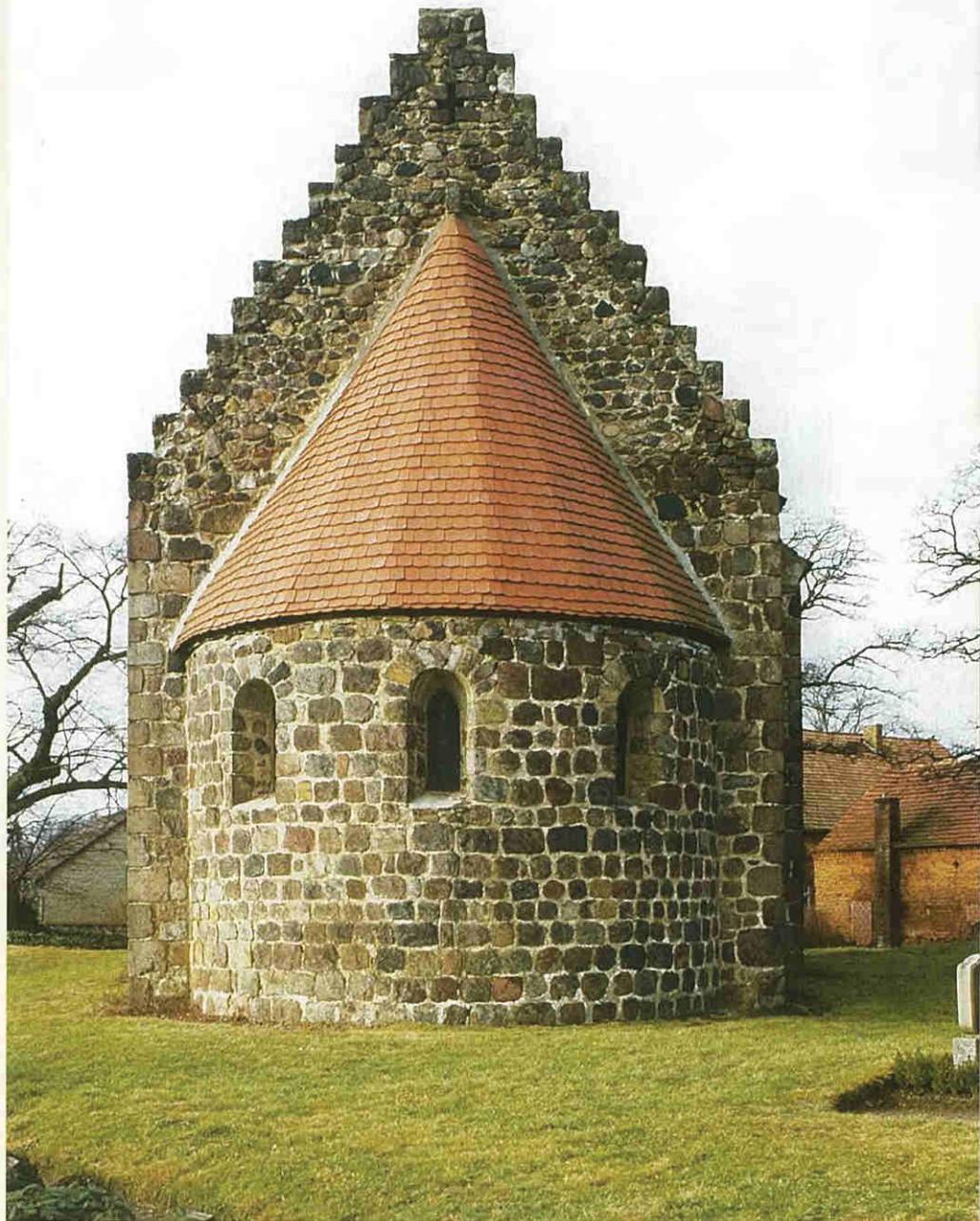
Besonders originell tritt die Dorfkirche von Lugau in der Nähe von Doberlug-Kirchhain entgegen, ein großer Saal mit eingezogenem Rechteckchor, beide breit gelagert unter relativ stei-



Raben (Landkreis Potsdam-Mittelmark)

len Satteldächern. Fast alle Fenster sind neuzeitlich erweitert, die aus der Bauzeit sind schmal und steil spitzbogig mit abgeschrägtem verputzten Gewände. Der für Dorfkirchen keineswegs obligatorische Westriegel steht mit den Schiffswänden nicht im Verband und ist bis in halbe Schiffsdachhöhe aus Granitquadern aufgeführt, durch horizontale Rücksprünge dreigeschossig gegliedert und an der Westseite zwischen zweitem und dritten Geschoss von einem Rundfenster in abgetreppter Backsteinleibung durchbrochen. Ein Westportal war bis 1905 nicht vorhanden. Über dem etwas höher als die anderen geratene dritten Geschoss setzt ein Backsteinaufsatz an, mit stumpfspitzbogigen Schallöffnungen und durch Zahnschnitt mehrgeschossig gegliedert. Den Abschluss bilden zwei Helmspitzen mit Rhombendächern über Dreiecksgiebeln.

Ansonsten gilt für die Dorfkirchen der Niederlausitz wie auch des Fläming die generell festgestellte Typologie. Es gibt den einfachen Saal wie auch die »vollständige« Anlage mit der Ost-West-Staffelung von der Apsis über das Chorjoch und das Schiff bis zum Turm, so in Lüsse unweit westlich von Belzig, dazwischen die eben nicht vollständigen Anlagen, ohne Turm mit Schiff, abgesetztem Chor und Apsis oder das Schiff, der Saal, mit eingezogenem rechteckigen Chor ohne Apsis, mit oder ohne Turm. Die Apsiden sind halbkreisförmig, Polygone treten nur in seltensten Ausnahmefällen auf; wenn, dann liegt zusätzlich der Verdacht einer historischen Ergänzung nahe. Der rechteckige Chor mit gerader Ostwand ist die gotische Form im Feldsteinbau! Westtürme sind, wie schon erwähnt, keine Bedingung. Gleichzeitig mit dem übrigen Bau errichtete Türme haben meist die Breite des Schiffs, ihre Schmalseiten fluchten also mit den Langwänden des Schiffs und stehen auch mit diesen im Verband. Später hinzugefügte Türme sind meist schmaler als das Schiff, auf keinen Fall besteht Mauerverband mit den Schiffswänden, in Lüsse sogar bei gleicher Breite mit dem Schiff. Die Kirche in Raben südlich von Belzig ist ein schönes Beispiel für eine gestaffelte Anlage ohne Turm. Die rundbogigen Apsisfenster haben noch die originale Form, am Chor und vor allem am Schiff sind sie neuzeitlich erweitert. In Reetz südwestlich von Belzig beeindruckt der mächtige Turm, bis in die Giebelspitzen über den Schmalseiten aus Feldstein, was recht selten ist; meist sind die Abschlüsse aus Backstein oder in Fachwerk ausgeführt; in Lüsse ist er verschiefert.



Lüsse (Landkreis Potsdam-Mittelmark),
Apsis und Chorgiebel

Literaturhinweise:

Ernst Badstübner/Ulf Böttcher, Feldsteinkirchen des Mittelalters in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, Rostock 2002

Heino Bösselmann/Hans-Christian Schink, Feldsteinkirchen der Prignitz, Perleberg 1994

Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig-Hamburg 1926

Hillert Ibbeken, Die mittelalterlichen Feld- und Bruchsteinkirchen des Fläming, Berlin 1999

Klaus Puls/Herbert Habicht, Feldsteinmauerwerke in Brandenburg, o.O. (Eggersdorf) 1997 (Schriftenreihe Märkische Akademie Ländlicher Raum e.V.)

Horst Scholke, Stille Schönheit. Romanische Feldsteinkirchen in der Altmark, Oschersleben 1993